

Epimenides
von Hermann Bahr

Des Epimenides Erwachen, als ein Zeugnis der allgemeinen Stimmung in und unmittelbar nach den Freiheitskriegen wichtig, der, erst innerlich widerstrebend, ja vor ihr flüchtend, doch auch Goethe zuletzt erlag, sie dann aber freilich ans Höchste, ans Tiefste seiner Weltbetrachtung anknüpfend und in ihr verwahrend, auch nachdem sie den anderen, flüchtiger Gesinnten, eifriger Wechselnden längst schon wieder ausgeraucht und verflogen war, ist überall voll Bezug auf uns von 1914, die wir ebenso vom gleichen Gemeindrang herrlich überwältigt worden, uns aber auch wieder ebenso darum betrogen zu sehen fürchten müssen. Und wenn Goethe seine Reue, den großen Augenblick, in dem er zögernd abseits stand, fast veräußert zu haben, schuldbewußt bekennet, aber nun kaum mehr verstanden, kaum mehr recht angehört wird, weil nun den anderen indessen ja der Augenblick, der für ihn die Stimme der Ewigkeit hat, längst schon wieder verstummt ist, so mag mancher unter uns, den es vielleicht auch beschämt hat, daß ihm andere an Eile der ersten Begeisterung zuvorkamen, sich mit ihm trösten, der, langsam bewegt, länger in der inneren Bewegung blieb, auch noch als die anderen, die Schnellen, schon den Atem wieder verloren hatten. Es kann geschehen, daß auch wir noch einmal Goethes bitteres Wort verstehen lernen: „Ich habe der Deutschen Juni gesungen, das hält nicht bis in Oktober.“ Und dann wird es an den Langsamen sein, ihre aufgesparte Kraft einzusetzen, daß der Deutschen unvergeßlicher August hält.

Es stehen da zwei Menschenarten einander gegenüber: die der emigleeren, die es leicht haben, jeder Empfindung offen zu sein, was hätten sie denn auch ihr zu widersehen?, und die der erfüllten und darum abgeschlossenen Menschen, die nichts einlassen können, bevor sie es sich aneignen. Diese sind unfähig, sich von Impulsen überrumpeln zu lassen. Jene sind Säcke für jeden Affekt, der in sie geworfen wird, aber sie haben ein Loch, oben gehts hinein und unten wieder heraus, der Affekt geht bloß durch; diese sind Acker, die Saat muß erst keimen, aber dann wächst sie.

Goethe war ein einsaugender und aufsaugender Mensch, und alles hat in ihm erst sein eigener Saft werden müssen. Er sog noch an dem Phänomen Napoleon, als sein Volk aufstand. Dies kam ihm unerwartet, und er gehörte zu den Menschen, die sich erst fassen können müssen. Auch war er gewöhnt, die ganze Welt schon „durch Antizipation“ zu besitzen. Er hatte sie schon, bevor er sie noch erlebte. Was ihm von außen her geschah, war sonst immer alles lange schon innerlich in ihm dagewesen. Hier

aber hat ihm zum erstenmal das innere Vorbild gefehlt, dessen bloßes Abbild ihm sonst der Augenschein alles äußeren Erlebens stets war. Er sah sich zum erstenmal von außen überholt. Zum erstenmal kam ihm die Welt zuvor, die sonst immer nur sein eigenes Gemüt durch ein längst erwartetes und also gern empfangenes Gleichnis bestätigt hatte. Er hatte hier vielleicht zum erstenmal das Gefühl, alt zu sein; denn nur deshalb nimmt die Jugend alles so willig auf, weil ihr ja nichts unerwartet kommt: sie hat es längst vorgefühlt und braucht es dann bloß einzufügen, nichts kommt ihr unerwünscht. Dies aber kam ihm unerwünscht, und es war doch zu groß, er selbst aber auch für Großes zu empfänglich, als daß er es abweisen, abschütteln hätte können. Er sprach darüber nicht, aber er gab seiner Anzeige des „Epimenides“ im Morgenblatt vom 30. März 1815 das Motto Klopstocks bei: „Ehemals verlor mein fliegender Blick in des Lebens Künftiges sich, und ich schuf dann, was mir Wunsch war, fast zur Wirklichkeit. — Nun erlebt ich, was sich über Gewünschtes erhob.“

Was sich über Gewünschtes erhob! Deutlicher wäre, Goethes Erlebnis rein auszusprechen, wenn es hieße: was sich über Vorgedachtes erhob. Goethen war die Welt angeboren und alle Wirklichkeit bloß Erscheinung seines inneren Eigentums. Sie konnte ihm nichts sagen, was er nicht schon wußte, sie hat es ihm bloß bestätigt. Zum erstenmal sah er sich jetzt genötigt, von ihr zu lernen. Er gestand sich das selber nicht gleich ein. Es war eigentlich das einzige Mal in seinem Leben, daß ihn eine Wirklichkeit verdross. Denn diese hob ihn aus seinen Angeln. Er hätte zum erstenmal dem Leben fast lieber trozig den Rücken gekehrt. Er trogte so lange, bis er gewahr worden war, daß auch dies Unerwartete doch insgeheim seit langem schon, nur halb vergessen, in ihm bereit stand, wenn auch unter einem anderen Namen, und er nur den eigenen tiefsten Wunsch in den veränderten Zügen des weltgeschichtlichen Augenblicks nicht gleich erkannt hatte.

Goethe war von Natur höchst kommunikativ, in jedem Sinne: teilnehmend an allem, aber auch selber nach Teilnahme der anderen verlangend. Verbindung ist von Anfang an sein Element. Daß ein Geschöpf isoliert niemals zu sich kommt, sondern immer an anderen erst, merkt er bald, und schon als Knabe braucht er, um selbst produktiv zu werden, die Berührung anderer. Er ist sein Leben lang ein passionierter Briefschreiber gewesen: die geistige Gegenwart des Adressaten belebt ihn, und indem er sich mitteilt, wird er sich selbst erst inne. Er diktiert gern: während manche vor Zeugen ihre eigenen Gedanken nicht finden können, stört ihn der Sekretär nicht bloß nicht, sondern löst ihn erst die Zunge; er ist der geborene Erzähler, der den Hörer braucht, damit ihm was einfällt. Er liebt das Gespräch, es holt ihn erst aus ihm heraus, es bringt ihn erst für ihn selber hervor, im Gespräch erfährt er über sich selber mehr, als er sonst von sich

weiß. Dieses fast frauenhafte Bedürfnis nach Mitteilung an andere, nach Austausch mit anderen, gar nicht um der anderen willen etwa, sondern seinetwegen, um sich an ihnen erst seiner selbst zu bemächtigen, ist es recht eigentlich auch, was ihn zur Farbenlehre bringt: am Auge lernt er erst sich selber verstehen, aus dem Auge sich selber erklären, im Wesen des Auges, das immer erst, um tätig zu werden, berührt werden muß, das erst einen Reiz von außen zur Bewegung seiner inneren Kraft braucht, das erst leiden muß, um handeln zu können, findet er sein eigenes Wesen wieder, und nun geht ihm daran erst das Geheimnis aller Kunst, ja das Geheimnis des ganzen Lebens auf. Aber nun denke man sich den Zustand dieses durchaus auf Mitteilung angewiesenen, nach Austausch verlangenden, im höchsten Sinne gefelligen Gemüts in einem Volke, wo jeder sich abzufondern liebt, gerade was ihn von den anderen trennt, hervortreibt und ihre bloße Berührung schon scheut, aus Angst, sich an sie zu verlieren. Der Jüngling Goethe macht eine lächerlich traurige Figur, jeden umarmend, stets wieder zurückgestoßen. Frau von Stein will ihn sich verarmen lehren. Er lernt es wohl auch, es ist die Zeit, in der er „feierlich“ wird, er spinnt sich ein. Gut ist ihm dabei nicht zumut gewesen, er sucht Trost in seinem Garten an der Elm, den ihm der Herzog schenkt, er flüchtet zur Natur, um die er sich nun „in ihren allgemeinen physischen und ihren organischen Phänomenen emsig zu bemühen“ beginnt, er wird Anatom, Chemiker, Botaniker, Mineralog, er spricht die Natur an, sie soll ihm den Menschen ersetzen. Sie kann es so wenig, daß er sich in seiner Not nach Italien rettet. Heimgekehrt, ist er im „gestaltlosen Deutschland“ ganz allein. Er kann mit den Freunden nicht mehr reden, sie „verstehen seine Sprache nicht mehr“. Er zieht sich völlig in sich selbst zurück. „Man kann sich keinen isolierteren Menschen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb“, schrieb er später über diese Tage, von denen er doch ein anderes Mal bekennet, er habe in seinem Leben nicht leicht „operosere, mühsamer beschäftigte“ zugebracht. Wenn ihn damals nicht der Anblick der großen, mit Krieg erfüllten, von Aufruhr bedrohten, klaffenden, kreisenden, umgewälzten Welt in Atem und innerer Bewegung erhalten hätte, wer weiß, ob nicht der reichste, flüssigste, fruchtbarste Deutsche damals gestockt, eingetrocknet und verborrt wäre! Doch ihm war gegeben, immer wieder „den Wert einer klaren Wirklichkeit“ aufzufinden, er griff nach der nächsten, die sich ihm bot, und jede half ihm, weil er selber mit half, ihr aus eigenem nach half. So hat er die Kampagne in Frankreich und die Belagerung von Mainz mitgemacht, immer „den Sinn des Tag.“ verfolgend, immer aber dabei „den Busen von einer höheren Leidenschaft erfüllt“, der Leidenschaft für seine Farbenlehre. Sie blieb in der furchtbaren Einsamkeit, zu der er sich verdammt sah, sein einziger Freund, aber

gerade sie wurde ihm auch wieder ein Anlaß, ein Anstoß, von neuem auf Gemeinsamkeit zu dringen!

Im Pulverdampf hat er sich in der stillen Beobachtung der Farben-
spiele nicht stören lassen, hinter Weinbergsmauern von Verdun dem Fürsten
Neuß an Refraktionserscheinungen die Grundzüge seiner Lehre dargetan
und im Bival bei Regen unter nasser Zeltdecke dem braven Vogel seine
Bemerkungen diktiert. Und während der Belagerung von Mainz entwarf
er, die Zukunft seines Farbenunternehmens besinnend, den Plan einer
„Gesellschaft verschiedenartiger Männer“, die er sich, Philosophen, Phy-
siker, Mathematiker, Maler, Mechaniker und Färber, alle zu gemeinsamer
Arbeit verbunden dachte, jeden von einer anderen Seite her auf seine be-
sondere Weise mit seiner eigenen Kraft auf dasselbe Ziel losgehend und
sich den anderen zur selben Tat anschließend, der ja keiner allein genügen
könnte. Dies war ihm ein längst vertrauter Wunsch, den nun aber ein-
mal öffentlich auszusprechen und mit dem tätig Ernst zu machen er voll
Zuversicht unternahm, im Gefühl, Großes zu tun. Dies war es auch,
denn es war der erste Versuch organisierter Arbeit, zunächst für die Wissen-
schaft. Was heute der größte Stolz der Deutschen ist, der Begriff der
Organisation, aus dem Soldatischen ins Geistige sublimiert, war Goethen
damals erschienen.* Aber der erste, den er in seiner Freude damit zu be-
glücken meinte, sein Schwager und Jugendfreund Schlosser, ein wohl-
gesinnter, aber freilich viel enttäuschter und mißmutig entsetzender Mann,
verbat sich, ihn weiter anzuhören und lachte ihn aus: „Ich sei, meinte
er, in meinen alten Tagen noch immer ein Kind und Neuling, daß ich
mir einbilde, es werde jemand an demjenigen teilnehmen, wofür ich In-
teresse zeige, es werde jemand ein fremdes Verfahren billigen und es zu
dem seinigen machen, es könne in Deutschland irgendeine gemeinsame
Wirkung und Mitwirkung stattfinden!“ Goethe stand beschämt; es ist
kein angenehmes Gefühl, ein freudig dargebotenes Geschenk von vermeint-
lich höchstem Werte mit Spott zurückgewiesen zu sehen! Und was wurde
denn aus seinem Werke, wenn es ohne Helfer blieb? Er konnte nicht ver-
stehen, daß ihn die Menschen nicht verstanden. Sie machten ihn nicht
irre, er war des Rechtes gewiß, er ließ davon nicht ab. Er packte seinen
Entwurf still wieder ein, zog sich in seinen gewohnten paradoxen und
ironischen Leichtsinne zurück, schied unbehaglich heiter vom Schwager und
kehrte so einsam heim, als er einsam ausgezogen war.

Er wurde nicht irre. Der große Gedanke jenes Plans, der neue Be-
griff wissenschaftlicher Organisation, verließ ihn nicht mehr. 1808 erschien

* Er kündigt sich zum erstenmal in dem 1792 entstandenen Aufsatz „Der Ver-
such als Vermittler von Objekt und Subjekt“ an, „Naturwissenschaftliche Schriften“,
elfter Band, S. 21 ff.

sein „Entwurf einer Farbentheorie“, da hat er ihn in der fünften Abtheilung ausgesprochen: „Oberhaupt wäre es zu wünschen, daß die Deutschen, die so vieles Gutes leisten, indem sie sich das Gute fremder Nationen aneignen, sich nach und nach gewöhnten, in Gesellschaft zu arbeiten. Wir leben zwar in einer diesem Wunsche gerade entgegengesetzten Epoche. Jeder will nicht nur original in seinen Ansichten, sondern auch im Gange seines Lebens und Tuns, von den Bemühungen anderer unabhängig, wo nicht sein, doch daß er es sei, sich überreden. Man bemerkt sehr oft, daß Männer, die freilich manches geleistet, nur sich selbst, ihre eigenen Schriften, Journale und Kompendien zitieren; anstatt daß es für den Einzelnen und für die Welt viel vorteilhafter wäre, wenn mehrere zu gemeinsamer Arbeit gerufen würden.“ So stand da schwarz auf weiß, da war vorausgesetzt, was nach zwei Menschenaltern erst erfüllt und uns eigentlich in diesem Kriege erst ganz bewußt geworden ist! Aber die Leser benahmen sich damals nicht besser als sein Schwager fünfzehn Jahre vorher, und wir haben heute noch kein Recht, es ihnen zu verargen, da auch wir uns gegen die Farbentheorie noch immer nicht besser benehmen. Goethes tieftes Buch, das einzige, das ihn ganz enthält, der Schlüssel zum „Faust“ und zu den „Wanderjahren“, die Offenbarung Goethes, ist heute noch unerkannt. Es gilt für einen Irrtum, eine Laune, die man dem Dichter, dem Künstler lächelnd verzeiht. Daß seine Dichtung, seine Kunst auf diesem Irrtum, auf dieser Laune beruht, daß mit diesem Irrtum, mit dieser Laune auch seine Dichtung, seine Kunst fällt, daß eine tote Wurzel nicht lebendige Blüten treiben und Früchte tragen kann, wer denkt daran? Wer erkennt Goethes Dichtung, Goethes Kunst, Goethes in die Zukunft blickende Lehre? Wer kennt Goethe? Chamberlain. Und wenn es eben jetzt den Anschein hat, als ließen sich die Deutschen doch noch zur Farbentheorie bekehren, so sinds Techniker, denen wir das zu danken haben werden. Techniker wenden sich in ihrer Not jetzt an Goethe, Techniker kommen mit der alten dogmatischen Optik nicht mehr aus, sie genügt ihren Bedürfnissen nicht mehr, sie versagt vor ihren Fragen der Tat, vor den praktischen Lichtproblemen, vor den Problemen der Lichtmessung, der Farbmessung, der Verteilung und Verwandlung der Lichtkräfte. Und wo sie versagt und den handelnden Menschen im Stiche läßt, die beschworene Wissenschaft aller Katheder, siehe, da hilft ihm der Irrtum Goethes aus, der führt zur Tat! Und vielleicht bringen uns so, was Philologen und Aestheten uns schuldig blieben, doch die Techniker noch: den wahren Goethe, den ganzen Goethe, den Dualisten Goethe! (Diese technischen Bemühungen um Goethes Farbentheorie und, wie Karl Horn in einem grundgescheitern Aufsatz des Julihefts der Diederichsschen „Tat“ sagt, um eine „deutsche Lichtlehre“, gehen von der „Deutschen Gesellschaft für rationelle Malverfahren“ in München aus, deren Organ die „Technischen Mitteilungen für Malerei“ sind.)

Goethe war ganz unpolemisch. Fand er Widerstand, so ließ er sich auf ihn nicht ein, sondern ging um ihn herum. Widerstand war für ihn weder ein Anlaß, Gewalt anzuwenden, noch ein Anlaß, nachzugeben. Was so nicht gelang, hat er einfach anders versucht, so lange, bis es am Ende doch irgendwie gelang. Er konnte die teilnehmende Gesellschaft zur Farbentheorie nicht finden, so half er sich eben ohne sie. Das hat ihn zehn Jahre seines Lebens mehr gekostet. Er murrte nicht, er war gewohnt in „einem anhaltenden Entfagen“ zu leben. Er seufzte zuweilen, tröstete sich aber mit einer Maxime. Widerstand war ihm immer nur ein Anlaß zu einer neuen Maxime. Stand die fest, so gab er sich zufrieden und richtete sich mit ihr ein. So stand ihm jetzt fest, in Deutschland auf Teilnahme nicht mehr zu rechnen, weil die Deutschen nichts miteinander zu tun haben wollen. Seit er das mußte, fand er sich damit ab, wie man sich mit dem Klima, den Jahreszeiten, dem Wetter abzufinden hat. Wie man sich zuweilen zur Geduld mahnt, indem man sagt: Im Winter ist es eben kalt und der Abend lang!, so erinnert er sich seitdem stets von Zeit zu Zeit daran, daß die Deutschen einander widerstreben. Das ist ein Refrain, der fortan in seinen Briefen, in seinen Gesprächen immer wiederkehrt, mit aller Ruhe. Er schreibt an Passow: „Ferner hat mich die Erfahrung gelehrt, daß man, besonders in Deutschland, vergebens mehrere zu einer Absicht zusammenruft! So viel Köpfe, so viel Sinne, ist eigentlich die Devise unserer Nation.“ Und ebenso an Woltmann: „Die Deutschen haben die eigene Art, daß sie nichts annehmen können, wie man's ihnen gibt, reicht man ihnen den Stiel des Messers zu, so finden sie ihn nicht scharf, bietet man ihnen die Spitze, so schreien sie über Verletzung. Sie haben so unendlich viel gelesen, und für neue Form fehlt ihnen die Empfänglichkeit. Erst wenn sie sich mit einer Sache befreunden, dann sind sie einsichtig, gut und wahrhaftig lebenswürdig. Als Autor hab ich mich daher jederzeit isoliert gefunden, weil nur mein Vergangenes wirksam war und ich zu meinem Gegenwärtigen keine Teilnehmer finden konnte.“ So kehrt dieselbe Klage immer wieder fast mit den nämlichen Worten. Darum bleibt er auch ungläubig, als sich das deutsche Volk erhebt. Wie soll es sich des Bedrückers erwehren? Er traut ihm nicht zu, ihn loszuwerden, denn es müßte ja dazu doch erst sich selbst überwinden, der „innere Parteisinn“ ist sonst immer noch stärker als die äußere Not. Er konnte nicht mehr an die Deutschen glauben, deshalb hat er den großen Augenblick versäumt. Das Volk stand auf, die Jugend zog aus, der Sturm brach los, er aber fuhr indessen nach Teplitz ins Bad, „gewissermaßen als Flüchtling“, wie er an die Gräfin O'Donnell schreibt, ließ sich, um „des Krieges Bitterkeit zu vertreiben“, ins Studium Chinas ein und war bald mit der Erzählung seines Lebens, bald mit der Zinnformation,

bald mit allerhand lyrischen „außerzeitigen Scherzen“ beschäftigt, alles nur, um nicht, wie die anderen, „im Augenblick zu ersaufen“. Auf der Fahrt war er von Lützower Jägern, Studenten aus Jena und Halle, erkannt worden, sie traten um seinen Wagen, einer schrie: „Präsentiert das Gewehr! Der Dichter aller Dichter, Goethe, lebe hoch!“, mit Hurra und Hörnerklang fiel die Schar ein und bat ihn, ihre Waffen zu segnen. Er nahm die dargebotene Büchse und den Hirschfänger, legte seine Hand darauf und sprach: „Zieht mit Gott und alles Gute sei eurem frischen deutschen Mute vergönnt!“ Es klang freundlich, aber ohne Zuversicht; er war bereit, es ihnen zu gönnen, glaubte aber nicht daran, er kannte den deutschen Parteisinn zu gut. Noch nach der Schlacht bei Leipzig schrieb er an Knebel: „Sich voneinander abzusondern ist die Eigenschaft der Deutschen; ich habe sie noch nie verbunden gesehen als im Haß gegen Napoleon. Ich will nur sehen, was sie anfangen werden, wenn dieser über den Rhein gebannt ist.“ Nicht „eine Eigenschaft der Deutschen“ nennt er ihre Neigung, sich voneinander abzusondern, sondern er sagt: „die Eigenschaft“. Er wagt noch immer nicht zu glauben, und nur zögernd fängt er nach und nach zu wünschen an, sein „Misstrauen möge beschämt“ werden. November 1813 schreibt er an Karoline von Woltmann: „Die Heilung so vieler dem Vaterland geschlagener Wunden kann nicht sicher vonstatten gehen, und aus so manchem Verderben ein frisches Leben nicht schneller hervordringen, als wenn die Deutschen sich nicht nur im stillen und einzelnen anerkennen und schätzen, sondern wenn sie es sich auch liebevoll und vertraulich bekennen und aussprechen; denn fürwahr der Unglaube und der Unwille der Volksglieder untereinander, die Mißhelligkeiten, welche aufzuregen und zu schärfen gar viele sich zum Geschäft machen, weil es ein leichtes ist, wogegen sich aber wenige fanden, welche Mäßigkeit und Billigkeit zu bewirken suchten, weil es schwer ist; der aus gleichgültigen Dingen hervortretende Konflikt zwischen Personen und Untersuchungen, welche gar wohl untereinander bestehen können, und was sonst noch alles die traurige Litanei unserer deutschen Literatur enthalten mochte, dieses zusammen hat mehr geschadet als der fremde Einfluß, denn es hat den wechselseitigen Glauben zerstört und so viele vertrauliche Bande gelöst. Kann die gegenwärtige große Epoche die deutschen Geister zu wechselseitiger Anerkennung stimmen, so bedarf die Nation kaum etwas weiter, um sowohl sich aus der Gegenwart herauszureißen, als der Zukunft getrost entgegen zu gehen.“ Da klingt das erstmal ein neuer Ton erwachenden Vertrauens, der das Jahr darauf in einem Brief an Frau von Grotthus sich schon heller und herzhafter hervorwagt. Der Brief handelt von dem Buch der Frau von Staël, das, von der französischen Polizei verfolgt, nun erst erscheinen kann: „In dem gegenwärtigen Augenblick tut das

Buch einen wunderbaren Effekt. Wäre es früher dagewesen, so hätte man ihm einen Einfluß auf die nächsten großen Ereignisse zugeschrieben. Nun liegt es da wie eine spät entdeckte Weissagung und Aufforderung an das Schicksal, ja, es klingt, als wenn es vor vielen Jahren geschrieben wäre. Die Deutschen werden sich darin kaum wiedererkennen, aber sie finden daran den sichersten Maßstab des ungeheuren Schrittes, den sie getan haben. Möchten sie bei diesem Anlaß ihre Selbsterkenntnis erweitern und den zweiten Schritt tun, ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen, in Wissenschaft und Kunst, nicht, wie bisher, einander ewig widerstrebend, endlich auch gemeinsam wirken und, wie jetzt die ausländische Sklaverei, so auch den inneren Parteisinn ihrer neidischen Apprehensionen untereinander besiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können.“

Man glaubt fast eine Abbitte herauszuhören. Er hat sein Volk verkannt. Nachdem er den „ungeheuren Schritt“ getan sieht, traut er ihm jetzt auch die Kraft zu, jene deutsche Eigenschaft der Absonderung, des ewigen Widerstrebens zu bezwingen und durch Selbsterkenntnis, durch Selbstüberwindung sich zur wechselseitigen Anerkennung, zu gemeinsamer Wirkung emporzuheben. Und wie goethisch ist es, dabei gleich wieder an „Wissenschaft und Kunst“ zu denken! Den Fürsten schien durch den Sieg ihre alte Macht neu bestätigt, dem Bürger Besitz und Boden wieder gewonnen, dem Volke Freiheit verheißen. Er aber glaubt den rechten Geist gefunden, ihm gibt es keine Niederlage, keinen Sieg als des Geistes, alles Erlebnis wird ihm zur inneren Tat. Er meint, die Deutschen verkannt zu haben, und — ahnt nicht, daß er sie wieder, und noch viel ärger, verkennt!

Jetzt braucht ihn nur noch eine Gelegenheit leise zu schütteln, und die Frucht fällt reif vom Baume. Island bringt sie, der sich um ein Festspiel umsieht. Der ersten Antwort Goethes hört man den Schrecken an. Er fühlt sein Tiefstes aufgefordert und bangt davor zurück. Eilig sagt er nein, um aber nach zwei Tagen schon entschlossen ja zu sagen, nach vier Tagen den Entwurf bereit zu haben. So schnell hat er „alle seine Kräfte hervorgerufen“, sie konnten so schnell gehorchen, weil er ja bloß aufzuriegeln und alte, mit Gewalt so lange verschlossen gehaltene, zurückgebrängte, fortgewiesene Sehnsucht freizulassen hatte, die Sehnsucht nach Liebeskraft! Schon die „Natürliche Tochter“ enthielt die Verse:

„Diesem Reiche droht
 Ein jäher Umsturz. Die zum großen Leben
 Gefügten Elemente wollen sich
 Nicht wechselseitig mehr mit Liebeskraft
 Zu stets erneuter Einigkeit umfassen.
 Sie fliehen sich, und einzeln tritt nun jedes
 Kalt in sich selbst zurück.“

Aber die Deutschen hatten auf die Mahnung nicht gehört, da war der

Dichter verstummt. Was ihm Liebeskraft hieß, das war für ihn so sehr Urbedingung, Wurzel, Grundstock, Trieb und Saft des Lebens, daß er an einem Volke, dem es fehlte, verzweifeln mußte. Wenn er nun dieses Volk unverhofft auf einmal aus seiner Art schlagen, wenn er es zum erstenmal verbunden sah, nahm er dadurch für bewiesen an, daß die verlorene Liebeskraft wiedergefunden war, und in diesem Augenblick hatte der „leidige“ Krieg für ihn auf einmal erst einen Sinn, jetzt sah er da nicht mehr nur die rohe Willkür der Gewalt, jetzt war ihm der Krieg eine Wohlthat der Nation und er mochte, wenn er jener Begegnung mit der ausziehenden Bügower Schar gedachte, sich im stillen vor den guten Jungen schämen, deren frischer Mut die Wahrheit ergriff, an der er taub und blind vorüber ins Bad fuhr. Der marmorkalte, marmorglatte Goethe, von dem es noch immer heißt, er habe den größten Augenblick seiner Nation versäumt, hat ihn vielmehr, wenn auch zögernd, wenn auch später als die zugreifende Jugend, größer empfunden als irgendein Deutscher seiner Zeit, ja größer, als er war. Wäre der Augenblick so groß gewesen, oder, wenn ihn die Nation mit Goethes Sinn erblickt hätte, so groß geworden, als er in den Gesichtern Goethes wurde, so trüge das ganze Jahrhundert, das damals begann, ein reineres Antlitz und es hätte nicht nach unsteter Willkür in ewiger Zwietracht mit dem Einsturz Europas, verwüstet, selbstentleibt, zernichtet, enden müssen.

Der „Epimenides“ enthält ein Schuldbekentnis, eine Deutung der Vergangenheit und eine Verkündigung der Zukunft. Demütig tritt der Dichter vor sein Volk, klagt sich an und erweckt Reue und Leid mit einer Gebärde, so voll von innerer Bewegung, so zart und still, wie noch kein deutscher Befehrer jemals vor dem Weltgericht stand:

„Wie selig euer Freund gewesen,
Der diese Nacht des Jammers überschleief,
Ich konnt's an den Ruinen lesen;
Ihr Götter, ich empfind es tief!
Doch schäm ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn;
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer, als ich bin.“

Aber wenn er seine Schuld fühlt, erkennt er sie doch auch als ihm auferlegt und von der unbekanntten Macht, die lenkt, für ihn bestimmt, über ihn zu hohem Zwecke verhängt. Die Macht hat ihn schuldig werden lassen, damit er zum Werkzeug werden könne, das sie braucht. So spricht's der Priester aus, der dem beschämten Epimenides erwidert:

„Ladle nicht der Götter Willen,
Wenn du manches Jahr gewannst:
Sie bewaheten dich im stillen,
Daß du rein empfinden kannst.“

Gerade seine Schuld ist es, wodurch ihm sein Gefühl unbesleckt erhalten bleibt. Gerade weil er die Nacht des Jammers überschleief, kann er, leidlos erwacht, was geschehen ist, reiner erblicken, tiefer empfinden, größer begreifen, als wer es selbst mit erlitten hat. Und so wird, was für ihn Schuld war, den anderen zum Heile, denn seine Schuld legt ihm die Pflicht auf, den anderen nun den Sinn ihrer Tat erst zu deuten. Er tritt das Amt des Dichters an, wie seine Schuld die ewige Schuld des Dichters war. Denn in allen Zeiten bleibt der Dichter ihren Taten und Leiden fern und ruht abseits, damit doch einer in der Welt da sei, der unbesleckt bleibt, ungestörten Herzens, unbestochenen Gewissens und untrüglichen Augenlichts, der ihr dann sagen kann, was geschehen ist und warum und wozu, von dem allein sie so lernen kann, was mit ihr war und was daraus für sie werden soll; sonst hätte sie vergeblich gelitten, vergeblich getan, sie wüßte damit nichts anzufangen. Dieser ewige Beruf des Dichters, der Kenner des Erlebten zu sein, hat freilich mit der Zeit recht nachgedunkelt, es war Klopstocks, Lessings, Goethes und Schillers höchste Tat, ihn wieder aufzuhellen, nach der Romantik aber ist er von neuem in tiefe Vergessenheit gestürzt. Götz und Werther, gar der Faust sind schon von den Mitlebenden so verstanden worden, die gegen den Wilhelm Meister so taub blieben, wie die Nachkommen es noch heute für die „Unterhaltungen deutscher Ausgewandeter“ und die Farbenlehre sind. Auch des „Epimenides Erwachen“ ist damals verhallt und erst uns hat noch gewaltigere Not für seine Mahnung gereift. Niemals hat Goethe so lehrhaft, so deutlich gesprochen, aus der lebendigsten Empfindung des unmittelbaren Augenblicks, mit solcher höchster Aktualität, fast mehr Prediger als Dichter; und man hört ihm die Angst an, das ungeheure Schicksal könnte vertan werden. Besinnt euch, was ihr erlebt habt! Die Macht der Liebeskraft, die jede Wunde heilt, ohne die nichts gedeiht. Sie hat euch errettet, nachdem euch Zwiespalt vernichtet hatte! Besinnt euch! Nicht äußere Gewalt, nicht dem Kriege, nicht dem fremden Eroberer wart ihr erlegen, sondern dem schleichenden inneren Feinde des Unglaubens, verlorener Hoffnung, entwichener Liebe. Das alte Haus der Christenheit, das heilige römische Reich,

„Die schönen Glieder, die in Liebesbänden
Einträchtig sich zusammenfanden,
Jahrhunderte als eins bestanden“

sie waren unbezwinglich durch Gewalt, sie hätten jeder Not getrotzt, aber

„Ein Wind, ein Hauch den Bau zugrunde stößt,
Wo sich von selbst das Feste löst.“

Der Dämon des Krieges ist ohnmächtig ohne den Dämon der List und Zwietracht. Dieser, nicht jener, hat euch gefällt! Der Dämon der List, heißt es schon in dem ersten Entwurf an Ifland, „überhebt sich über den

Kriegsgott, ist seiner Wirkung viel gewisser als jener, und indem er sich einem geschickten Ingenieur vergleicht, beschreibt er die Wirkung seiner Abgefandren, wie die eines unterminierten Terrains, verachtet die alte Vorstellung der Zwietracht als eines gewaltsamen Wesens und spricht die wahre moderne Zwietracht aus, die *solutionem continui*.“ Der Dämon des Krieges „rennt in sein Verderben“, wenn er nicht den Dämon der List mit sich hat. Dieser spricht es aus:

„Fürwahr, dein ungezähmter Mut
Läßt sich zur Güte nicht erbitten!
Du wirfst mit einem Meer von Blut
Den ganzen Erdbreis überschütten;
Doch wandl ich dir nicht still voran,
Und folg ich nicht den raschen Pfaden,
So hast du wenig nur getan
Und wirfst dir immer selber Schaden.

Wer leise reizt und leise quält,
Erreicht zuletzt des Herrschers hohes Ziel,
Und wie den Marmor selbst der Tropfen Folge höhlt,
So töt ich endlich das Gefühl.
Du eilst mir vor, ich folge still,
Und mußt mich doch am Ende schätzen;
Denn wer der List sich wohl noch fügen will,
Wird der Gewalt sich widersetzen.“

Und dann, sobald der Dämon des Krieges fort ist, noch deutlicher, zu den Seinigen:

„Der Kriegsgott, er wüthe jetzt,
Und ihr umgarnt ihn doch zuletzt.
Zertret er goldner Saaten Halme
Mit flügel-schnellem Siegeslauf;
Allein, wenn ich sie nicht zermalme,
Gleich richten sie sich wieder auf.
Die Geister macht er nie zu Sklaven,
Durch offene Rache, harte Strafen
Macht er sie nur der Freiheit reif.
Doch alles, was wir je erkennen,
Und alles, was wir je begonnen,
Gelingen nur durch Unterschleif.
Den Völkern wollen wir versprechen,
Sie reizen zu der kühnsten Tat;
Wenn Worte fallen, Worte brechen,
Nennt man uns weise, klug im Rat;
Durch Zaudern wollen wir verwehren,
Und alle werden uns vertraun:
Es sei ein ewiges Zerstören,
Es sei ein ewig Wiederbaun!

Leise müßt ihr das vollbringen,
Die gelinde Macht ist groß;
Wurzelfasern, wie sie dringen,
Sprengen wohl die Felsen los.

Und so löset still die Fugen
An dem herrlichen Palast,
Und die Pfeiler, wie sie trugen,
Stürzen durch die eigne Last.
In das Feste sucht zu dringen,
Ungewaltsam, ohne Stoß!“

So birzt der stolze Bau der alten Zeit, und jetzt erst kann der Dämon der Unterdrückung sein Reich beginnen. Er gesteht dem Dämon der Zwietracht:

„Die Mühe mir verkürzen,
Das ist dein edelster Beruf;
Denn was die Freiheit langsam schuf,
Es kann nicht schnell zusammenstürzen,
Nicht auf der Kriegsposaune Ruf;
Doch hast du klug den Boden untergraben,
So stürzt das alles Blitz vor Blitz;
Da kann ich meinen stummen Sig
In selgen Wüsteneien haben.
Du hast getan wie ich gedacht,
Ich will nun sehn, was du vollbracht.“

Die feindlichen Triebe, die allen geistigen Bildungen und Ordnungen überall drohen, die bösen Kräfte der Verneinung, der Entzweiung sind niemals tiefer erkannt, die schleichenden Gifte, die das deutsche Volk in seinem Blute hat, niemals so rein dargestellt worden, es ist wirklich der geistige Inhalt der ganzen deutschen Vergangenheit, die, sobald sie nur versucht, Gestalt anzunehmen und festen Fuß zu fassen, immer gleich wieder von leisen, mehr leckenden Zungen als beißenden Zähnen angenagt, zerseht und, ohne daß sie's merkt, vernichtet, indem sie sich darüber noch freut, eingeweicht und, bevor sie's weiß, aufgelöst wird, dann aber, wehrlos überfallen, um Hilfe nach Freiheit schreit, statt nach Eintracht. Wir erkennen schauernd, wie nahe wir waren, auch wieder dem alten deutschen Schicksal zu verfallen! War denn nicht alles, was wir in den letzten dreißig Jahren erlebt, eine stete *solutio continui*? Und wie prahlten wir noch damit! Denn dies ist das Furchtbarste, daß, wenn einmal die zusammenfügende, zusammenhaltende stille Kraft des inneren Zutrauens ein Volk verlassen hat, nichts dem Unterdrücker zu widerstehen vermag, weil, abgesehen und vereinsamt, sich dann auch den guten Genien das Gemüt verwirrt; selbst Glaube und Liebe gehen dann irre. Das stellt Goethe in der Szene dar, die dem wackeren alten Zelter so stark ans Feingehör ging: „Die beiden Tugenden duckten sich wie getretene Hühner und, wie gesagt:

mich hat die Szene in ungeheure Bewegung gesetzt. Und gefühlt haben sie's alle, Gott sei Dank! wenn sie's auch nie erkennen; es ist ein Griff in die Natur menschlicher Verderblichkeit (mors stupebit et natura), den sie rasend übelnehmen würden, wenn sie den Generalbass wüßten." Und nach der zweiten Aufführung wieder: „Das Auftreten der Hoffnung ist von großer Gewalt. Diese Szene hat mich wieder tüchtig angepakt, wie wohl sie noch nicht vollkommen gegeben wird. Sie ist der geheime Leib, woran alle Glieder festgesetzt sind; — in Ruhe, aber ungeheuer." Aus der Antwort Goethes spricht das Glück, doch einen Hörer zu haben, der ihn verstand: „Daß du die Achse, worauf sich mein Stück herumdreht, (doch wie ich hoffe ohne Knirschen und Knarren) so festgehalten und tief empfunden, freut mich sehr, ob es gleich deiner Natur ganz gemäß ist. Ohne diese furchtbaren Ketten wäre das Ganze eine Albernheit. Das dieses Exempel an Frauen statuiert wird, macht die Sache läßlicher und zieht sie ins Gebiet der Rührung, doch wollen wir weiter nichts davon reden, sondern die Wirkung den Göttern anheimstellen." So behutsam er es aber auch angriff, es blieb doch höchst verwegen, einem Volk zu sagen: Auch in dein eigenes Gemüt war der Eroberer schon eingedrungen! Wer hätte heute diesen Mut, selbst mit einer noch so „läßlichen" Art?

Aber zum Schlusse, nachdem sich die Genien wiedergefunden, das geborstene Haus auferstanden, der erwachte Schläfer beschämt seine Schuld abgebeten, bringt der Genius der Einigkeit aus dem Munde des Geistes, „der alle Welten schafft", das die Vergangenheit deutende, den Weg zur Zukunft weisende Wort:

„Von der Gefahr, der ungeheuren,
Errettet nur gesamte Kraft.
Das, was ich lehre, scheint so leicht,
Und fast unmbglich zu erfüllen:
Nachgiebigkeit bei großem Willen!"

Enthalten diese Verse nicht alles schon, was wir mit den „Ideen von 1914" meinen? Sprechen sie nicht das ganze Geheimnis aller Organization aus? Scheinen sie nicht mit dem Finger auf uns zu zeigen? Reiner werden wir, wenn die ersten Glocken des ersehnten Friedens im beglückten Lande widerhallen, dem Herrn nicht danken, herzlicher uns nicht für allezeit einander angeloben können als mit den Strophen des Schlußchors:

„So rissen wir uns ringsherum
Von fremden Banden los!
Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß.
So waren wir und sind es auch,
Das edelste Geschlecht,
Von biederem Sinn und reinem Hauch
Und in der That Recht.

Und Fürst und Volk, und Volk und Fürst,
Sind alle frisch und neu,
Wie du dich nun empfinden wirst,
Nach eigenem Sinne frei!
Wer dann das Innere begehrt,
Der ist schon groß und reich;
Zusammenhaltet euern Wert,
Und euch ist niemand gleich.

Nun töne laut: der Herr ist da,
Von Sternen glänzt die Nacht,
Er hat, damit uns Heil geschah,
Gesritten und gewacht.
Für alle, die ihm angestammt,
Für uns war es getan,
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flammt' himan!"

Aus eurer Zwietracht entstand der Krieg, diesen Feind in der eigenen Brust habt ihr erst überwinden müssen, der innere Friede gab euch den Sieg, ruft der Dichter seinem Volke zu. Echt goethisch, durchaus seinem polarischen Denken gemäß ist das: die Kraft, die stets das Böse will, schafft überall das Gute, der äußere Krieg bringt den inneren Frieden hervor. Wie das Auge sich in keinem Zustand beruhigen will, ja vielmehr eben den Zustand der Ruhe geradezu flieht, wie es, wenn ihm das Dunkle geboten wird, sogleich das Helle, wenn ihm Hell entgegenkommt, sogleich Dunkel fordert und nicht abläßt, bis dieser eingeborene stille Widerspruch erhört, sein Verlangen nach Ergänzung gestillt ist, wie ihm jede bestimmte Farbe Gewalt antut, von der es sich nur durch tätige Opposition wieder herstellen kann, nur indem es uns, wenn wir eine grüne Brille weglegen, sogleich die Welt rot zeigt, so sieht Goethe überhaupt in allen Gegensätzen nur ein Alphabet der Totalität und führt jede Erscheinung, wo sie sich und wie sie sich auch zeige, stets entweder auf „eine ursprüngliche Entzweiung, die einer Vereinigung fähig ist, oder eine ursprüngliche Einheit, die zur Entzweiung gelangen" kann, zurück. Diese „ewige Formel des Lebens" sucht und findet er auf allen Stufen der Natur: „Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das Leben der Natur; dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und sind." Auch unser Inneres beherrscht dasselbe Gesetz und wir können die „Absichten der Gottheit" nur erfüllen, wenn wir, „indem wir von einer Seite uns zu verselbsten genötigt sind, von der andern in regelmäßigen Pulsen uns zu entselbstigen nicht versäumen" (womit der tiefste Sinn der Barocke ausgesprochen ist). Persönlichkeit will jeder, das höchste Glück der Erdenkinder, aber indem er sie sucht, wird er bald gewahr, daß er sie nicht

findet, als wenn er „sich in anderen fühlen“, wenn er sich aufopfern, wenn er sich ins Ganze fügen lernt, das aber dann den angeschlossenen, eingefügten Teil sogleich wieder auf ihn selber zurückweist, denn wer nicht erst in sich selbst vollendet ist, mit dem weiß das Ganze nichts anzufangen, vollenden aber kann sich freilich jeder nur am Ganzen, im Ganzen erst — das ist auch eine von den „Antinomien der Überzeugung“, die Goethe „mit dem größten Vergnügen“ studiert hat, das ist eins von den „Geheimnissen, die in Prosa gewöhnlich absurd erscheinen, weil sie sich nur in Widersprüchen ausdrücken lassen, welche dem Menschenverstand nicht einwollen.“ Das erhält uns ewig kreisend, bald von Sehnsucht über uns hinaus, bald immer wieder auf uns selbst zurückgelenkt, denn „das geringste Produkt der Natur hat den Kreis seiner Vollkommenheit in sich“, und „der geringste Mensch kann komplett sein“, aber „die Menschheit zusammen ist erst der wahre Mensch und der einzelne kann nur froh und glücklich sein, wenn er den Mut hat, sich im Ganzen zu fügen“ und „was der Mensch auch ergreife und handhabe, der Einzelne ist sich nicht hinreichend, Gesellschaft bleibt eines wackern Mannes höchstes Bedürfnis. Alle brauchbaren Menschen sollen in Bezug untereinander stehen, wie sich der Bauherr nach dem Architekten und dieser nach Maurer und Zimmermann umsieht.“ Wer nicht beides hat, den Sinn, sich und seine Kraft zum Höchsten auszubilden, aber auch den Sinn, sich mit dieser höchsten Bildung dann dem Ganzen dienend darzubringen, bleibt unerfüllt. „Wenn ich nun sage: Trachte jeder überall sich und andern zu nutzen, so ist dies nicht etwa Lehre noch Rat, sondern der Ausspruch des Lebens selbst.“ Wer diesen Ausspruch des Lebens nun aber auch noch vom Einzelnen weg auf das Verhältnis der Nationen, der Staaten, ja der Erdteile zu einander anzuwenden wüßte, hätte die höchste politische Weisheit erreicht: denn wie sich der Einzelne zur Nation gewiesen sieht, an der er, eben indem er sich überwindet, sich selbst erst vollendet, so lenkt ihr höchster Eigennuß die Nation zur Menschheit, an der sie, indem sie sich vermeintlich beschränkt, erst wahrhaft zu sich selber und zum Ziele kommt. Für jeden Einzelnen wie für alle Völker gilt das Apostelwort: „Dienet einander, jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als gute Verwalter der mannigfaltigen Gnaden Gottes!“ Auch dieses Apostelwort ist im Grunde ja nicht bloß Lehre oder Rat, sondern der Ausspruch des Lebens selbst. Wir sollen dienen, aber ob wir es wollen oder nicht, wir müssen dienen, wir können gar nicht anders: wer nicht dient, gerät ins „Ewig-Leere“, in den Raum, den sich Mephisto liebt, der Mensch aber erstiekt darin.

„Des Epimenides Erwachen“ ist am 30. März 1815, am 2. Ahrestage des Pariser Einzuges, zum erstenmal in Berlin aufgeführt und dann dort noch viermal wiederholt, im nächsten Jahr einige Male in Weimar und

einmal auch in einem Leipziger Konzert gespielt worden, mit einem kühlen Achtungserfolg, dem Publikum nicht recht klar, auch Kenner bestrebend und, wie Hettner in seiner berühmten Literaturgeschichte wohlgenut schrieb: „jedem warmen Vaterlandsfreund ein Argernis.“ Der Zeit fehlte das Ohr für die große Mahnung. Im ersten Enthusiasmus der Erhebung wäre sie vielleicht gehört worden, aber der „hielt nicht bis in Oktober“. Es war noch ein Glück, daß das Stück ganz unverstanden blieb. Wäre es verstanden worden, es hätte wie eine Satire gewirkt. „Und ringsumher ist keine Spur des Alten,“ verkündet die Muse und preist als höchstes Glück „nach hartem äußern Kampf den innern Frieden“. Aber der hatte sich doch längst im stillen schon wieder fortgemacht, und die gelinde Macht, die geheime Macht, die schleichende, das Feste lösende, durch Unterschieß ungewaltsam ohne Stoß eindringende, das Gefühl ertöndende, die Fugen vertiefende, die Glieder aushöhlende, kalt hauchende Macht war längst schon wieder am Werk. „Nachgiebigkeit bei großem Willen?“ Jeder verlangte Nachgiebigkeit von den anderen, für sich aber seinen Willen. Sich, nur sich sah jeder schon wieder, sich und seine Sache, nur auf sich bezog jeder den Krieg, sich und seine Sache berief er auf den Krieg, bewies er aus dem Krieg, sie glaubten einander gefunden zu haben, doch meinte jeder damit nur sich. Noch waren sie kaum den Dämon der Unterdrückung los und huldigten schon dem Dämon der Zwietracht wieder, die Wunden des Krieges waren noch nicht verharscht, die Feste des Friedens noch nicht verrauscht, da fühlten sich alle schon um den Preis des Sieges betrogen, dumpfer Unglaube, hämischer Mißwille, wütender Haß schossen wieder auf, und der innere Parteisinn ließ alle Liebeskraft ersticken. „Ich habe die Deutschen niemals verbunden gesehen als im Haß gegen Napoleon. Ich will nur sehen, was sie anfangen werden, wenn dieser nun über den Rhein gebannt ist,“ hatte Goethe gefragt. Er sollte es bald sehen: sie fingen den alten Hader wieder von vorne an, und noch im Namen der großen Bewegung. Das Erlebnis wurde vergessen, sein Sinn unterschlagen, sein Geist ins Politische verzerrt, parteiisch verzerrt, die Leidenschaft vertan, die Flamme zu Qualm, so daß den Entseln nach hundert Jahren nichts davon übrig war und sie verlegen nicht wußten, was sie denn eigentlich feiern sollten.

Die Tat ist nichts, die kein Hauch beseelt. Das Geringste, mit großem Sinn gebraucht, wirkt fort; das Höchste, schein benützt, zerstreut. Nicht was wir erleben, sondern unser Geist ist es, der uns bestimmt. In uns ruht das Schicksal, der Geist entscheidet erst die Tat. Was geschieht, erhält, lange nachdem es geschehen, erst vom Geiste Sinn, Wert und Siegel aufgedrückt.
